

Anke Hilbrenner
Charlotte Jahnz

Am **9.** November

Innenansichten
eines Jahrhunderts

1918

1923

1938

1969

1974

1989

Kiepenheuer
& Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2019

© 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Rudolf Linn, Köln

Fotos der Autorinnen: © privat

Gesetzt aus der Adobe Caslon

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-05144-5

Deutschland
und der 9. November –
Vorwort

Kein Datum im Kalenderjahr hat die deutsche Erinnerung an das 20. Jahrhundert so geprägt wie der 9. November. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier nannte ihn in seiner Rede vor dem Deutschen Bundestag am 9. November 2018 einen Tag, der an das Licht und den Schatten in unserer Geschichte gemahnt: »Dieser Tag ist ein Tag der Widersprüche, ein heller und ein dunkler Tag, ein Tag, der uns das abverlangt, was für immer zum Blick auf die deutsche Vergangenheit gehören wird: die Ambivalenz der Erinnerung.« Mit ihm und an ihm wird Geschichte greifbar. Die Ereignisse, die an diesem Tag stattfanden, haben Deutschland – zum Teil radikal – verändert. Er kann als Kulminationspunkt für unterschiedliche Entwicklungen gelesen werden und ist dabei doch nur ein Datum. Wird ein großes Jubiläum eines 9. November begangen, kommt stets auch den anderen Aufmerksamkeit zu. Es scheint, als seien sie alle miteinander verknüpft, als sei die Zufälligkeit gar keine. Auf die Revolution 1918 folgte 1923 der Hitlerputsch gegen die vermeintlichen »Novemberverbrecher«, folgte 1938 die Reichspogromnacht, folgte 1989 der Mauerfall. Dabei ist diese scheinbare Zwangsläufigkeit etwas, das selbstverständlich erst in der Rückschau entstehen kann. Es gibt auch andere 9. November in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts: Weitgehend

außerhalb des öffentlichen Interesses steht der gescheiterte Anschlag auf das Jüdische Gemeindehaus in Berlin 1969, der der Gedenkstunde zur Pogromnacht galt, und auch den Tod von Holger Meins im Jahr 1974 werden die wenigsten mit dem 9. November verbinden. Weitere Ereignisse sind mit dem 9. November verknüpft, etwa das Hitlerattentat von Georg Elser am 8. November 1939: Für seinen Anschlag wählte Elser den Tag, an dem die Nationalsozialisten des gescheiterten Putsches am 9. November 1923 gedenken wollten. Elsers Tat steht also selbst in der Tradition der Erinnerung an den 9. November, wird aber in diesem Kontext nicht erinnert, weil sie einen Tag »zu früh« stattfand.

Warum ist es sinnvoll, sich mit dem 9. November zu beschäftigen? Warum dieses Buch? Der 9. November eignet sich dafür, viele unterschiedliche Fragen an die deutsche Geschichte zu stellen und einen Blick auf Akteure und Themen zu werfen, die bislang eher unbeachtet waren. Wie nahmen zwei Frauen aus unterschiedlichen Schichten den 9. November 1918 wahr? Wie erlebte eine Schreibkraft beim *Völkischen Beobachter* den 9. November 1923? Was war die Vorgeschichte der Reichspogromnacht am 9. November 1938 und wie durchlitten die jüdischen Deutschen den Tag, an dem die Deutschen Synagogen verbrannten und Menschen misshandelten? Warum wurde 1969 ein Anschlag auf das jüdische Gemeindezentrum in Berlin verübt – zu einer Zeit, als sich die Bundesrepublik nach dem Eichmann- und dem Auschwitzprozess langsam mit der nationalsozialistischen Vergangenheit zu beschäftigen begann? Löste der Tod von Holger Meins nach wochenlangem Hungerstreik in der JVA Wittlich die endgültige

Eskalation der Gewalt im Krieg der RAF gegen den Staat aus? Und bedeutet der bisher letzte denkwürdige 9. November, der Mauerfall 1989, dass es den Deutschen nach einem Jahrhundert voller Krieg und Gewalt endgültig gelungen ist, eine friedliche Revolution ins Werk zu setzen?

Diesen Fragen will dieses Buch nachgehen. Jeder 9. November steht mit seiner Vor- und seiner Nachgeschichte dabei erst einmal für sich. In der Beschäftigung mit jedem einzelnen Tag wird aber deutlich, dass sie manchmal auf ganz zufällige und dann wieder nicht so zufällige Weise miteinander verbunden sind.

*»Man erkannte in mir
natürlich die Aufwieglerin ...«*

Die Ausrufung der Republik
am 9. November 1918

In der Nacht vom 8. auf den 9. November 1918 hielt es die Berliner Gewerkschafterin Cläre Casper nicht mehr länger zu Hause. Seit ihre Wohnung von der Polizei durchsucht worden war, hatte sie sich von ihren Genossen ferngehalten, um diese nicht zu gefährden. Doch weil die Gerüchte über die unmittelbar bevorstehende Revolution, aber auch über Gewalt durch Polizei und Armee kein Ende nahmen, suchte sie schließlich ihren Genossen Fritz Schwertfeger auf, der ihr berichtete, was die Revolutionären Obleute gerade beschlossen hatten. Er trug ihr auf, sofort den Werkzeugmacher Arthur Schöttler in seiner Wohnung aufzusuchen und mit ihm vor der Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik AG in Charlottenburg Flugblätter zu verteilen. Cläre eilte zu Schöttler und weckte ihn mit den Worten: »Steh auf Arthur, es ist Revolution!« – »Mensch, Cläre, bist du's?« Arthur Schöttler sprang in die Hosen, und keine zehn Minuten später waren sie aus dem Haus. Als die Arbeiterinnen und Arbeiter der ersten Schicht in der kalten und regnerischen Novembernacht zur Waffenfabrik kamen, übergaben Cläre und Arthur ihnen die Flugblätter mit dem Aufruf zur

Demonstration. Nachdem diese verteilt waren, wärmten sie sich auf und luden zusammen mit einigen Genossen die Revolver, um endlich den Krieg und die alte Ordnung zu beenden.

Um neun Uhr kamen die Arbeiterinnen und Arbeiter aus den Toren und formierten sich zum Marsch: Die Männer gingen bewaffnet voran, die Frauen unbewaffnet hinterher. Arthur, dem wohl bewusst war, dass es dort vorne gefährlich werden konnte, reichte Cläre wie zum Abschied die Hand und rief, so unbekümmert er es vermochte: »Mach's gut, Cläre!« Dann lief er mit der Waffe in der Hand an die Spitze des Zuges. Die Menschenmenge setzte sich in Bewegung und zog die Kaiserin-Augusta-Allee hinunter bis zur Schlossbrücke. Auf dem Weg Richtung Innenstadt besetzten die Arbeiter alle öffentlichen Gebäude, die Polizeiwache, die Gaswerke, das Rathaus Charlottenburg und die Technische Hochschule. Dabei fiel kein einziger Schuss.

Der Demonstrationzug, in dem Cläre Casper marschierte, war längst auf Tausende von Menschen angewachsen, als er gegen Mittag am Reichstag ankam. Dort traf Cläre auf andere Genossinnen und Genossen, die sie unter lautem Jubel in die Arme schlossen.

Um zwölf Uhr erfuhr der Reichskanzler Max von Baden, dass sich Arbeiterinnen und Arbeiter in riesigen Marschkolonnen auf das Stadtzentrum zubewegten. Obwohl der Kaiser sich immer noch nicht zu einem Rücktritt hatte durchringen können, gab der Reichskanzler die folgende Verlautbarung heraus: »Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Thron zu entsagen.« Diesem historischen Moment war eine Absprache vorausgegan-

gen: Der Reichskanzler hatte gemeinsam mit Friedrich Ebert, dem Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD), und General Wilhelm Groener, dem Chef der Obersten Heeresleitung, bereits zwei Tage zuvor ausgehandelt, dass der Kaiser zurücktreten müsse, um die Kontrolle über die Revolution zu gewinnen, die unmittelbar bevorstand. Am 9. November geriet Max von Baden unter Zeitdruck, weil die Arbeiter schon ins Zentrum marschierten, Groener aus dem belgischen Spa, wo der Kaiser sich im Hauptquartier der Streitkräfte aufhielt, aber immer noch keinen Vollzug meldete. Wenn der Kaiser nicht zurücktrat, so befürchtete er, wäre die Revolution nicht mehr aufzuhalten. Ebert ahnte, dass es dafür längst zu spät war, und drängte zur Eile. Der Kaiser aber war noch nicht zum Rücktritt bereit, und so rang er mit einem Entschluss, der längst von der Wirklichkeit überholt war.

Kurz nachdem der Rücktritt des Kaisers, zu früh und gleichzeitig viel zu spät, verkündet war, erschien Friedrich Ebert mit einer Abordnung des SPD-Vorstandes in der Reichskanzlei und forderte die Regierungsübergabe, »damit Ruhe und Ordnung gewahrt« würden. Max von Baden widersetzte sich nicht, hoffte er doch darauf, dass Ebert in der Lage sein würde, die Revolution zu bändigen.

In der Stadt brodelten an diesem Tag die Gerüchte. Auch die Künstlerin Käthe Kollwitz hielt es nicht mehr zu Hause. Gegen eins fuhr sie von ihrer Wohnung am Prenzlauer Berg aus in die Stadt. Schon am Tag zuvor, so schreibt sie in ihrem Tagebuch, war sie ungeduldig Unter den Linden auf und ab gegangen, in der Hoffnung auf ein Flugblatt, das die Abdankung des Kaisers verkünden

würde. Als sie nun den Tiergarten durchquerte, verbreitete der *Vorwärts* endlich die ersehnte Nachricht: »Der Kaiser hat abgedankt!« und »Es wird nicht geschossen!«. Sie reihte sich in einen der Demonstrationzüge ein, die Richtung Reichstag strebten. Dort raunte man sich bereits zu: »Ebert Reichskanzler! Weitersagen!«

Der SPD-Vorsitzende und zukünftige Reichskanzler Friedrich Ebert befand sich zu diesem Zeitpunkt im Speisesaal des Reichstags. Ein paar Tische weiter saß sein Parteifreund Philipp Scheidemann, die beiden mochten sich nicht besonders. Scheidemanns Erinnerungen zufolge löffelten sie gerade die dünne Wassersuppe – wegen der kriegsbedingten Versorgungsprobleme das einzige Angebot in der Kantine –, als Arbeiter und Soldaten in den Saal stürmten und die beiden führenden Männer der Sozialdemokratie aufforderten, sich an die Menge zu wenden, die aus allen Richtungen zum Reichstag strömte. Ebert winkte ab, aber Scheidemann, der ein guter Redner war und um sein Talent wusste, stand auf und ließ sich von den Revolutionären zum Fenster des Lesesaals geleiten. Der österreichische Korrespondent Ernst Friedegg erinnerte sich später, dass Scheidemann ihn unterwegs zum Mitkommen aufforderte. Am Fenster sahen sie, wie die Menge Hüte und Mützen in die Höhe reckte. Scheidemann erklimmte die Balustrade, Tausende Berliner standen vor ihm und skandierten Forderungen. Dann wurde es still, und Scheidemann hielt eine Rede, die in den berühmten Worten gipfelte: »Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt. Das alte Morsche ist zusammengebrochen; der Militarismus ist erledigt! Die Hohenzollern haben abgedankt! Es lebe die deutsche Republik!«

Da brach die begeisterte Menge in Beifall und Freudenschreie aus. Zufrieden mit sich selbst ging Scheidemann in den Speisesaal zurück, um sich wieder seiner Wassersuppe zu widmen. Die Arbeiter und Soldaten, die ihn begleitet hatten, riefen euphorisch in den Speisesaal hinein: »Scheidemann hat die Republik ausgerufen!« Als Friedrich Ebert das hörte, wurde er zornesrot im Gesicht, sprang auf und stellte Scheidemann zur Rede: »Ist das wahr?« Scheidemann erwiderte, die Republik sei »eine Selbstverständlichkeit«. Daraufhin schrie Ebert ihn an: »Du hast kein Recht, die Republik auszurufen! Was aus Deutschland wird, ob Republik oder was sonst, das entscheidet eine Konstituante!«

Dafür, dass der Sozialdemokrat Ebert an diesem Tag, an dem die Republik schon Tatsache geworden war, die Wahl der Regierungsform tatsächlich noch mal einer verfassungsgebenden Versammlung überlassen wollte, hatte Scheidemann nur Kopfschütteln übrig. Von diesem Streit, wie er in den Erinnerungen Scheidemanns wiedergegeben wird, bekam die Menge vor dem Reichstag selbstverständlich nichts mit. Die Menschen, gewöhnt an die Trauer über die Gefallenen, gezeichnet von Verletzungen und ausgezehrt vom Hunger und den Entbehrenungen der Kriegsjahre, jubelten – vermutlich nicht zuletzt darüber, endlich wieder Euphorie zu spüren. Auch Käthe Kollwitz war überwältigt vor Glück: »So ist es nun wirklich«, schrieb sie später in ihrem Tagebuch. »Man erlebt es und faßt es gar nicht recht.« Vor dem Reichstag feierten Arbeiterinnen und Kriegsteilnehmer diesen großen Augenblick.

Am Nachmittag desselben Tages kletterte Karl Lieb-

knecht, der große Konkurrent von Ebert und Scheidemann, der viele revolutionäre Arbeiter und Kriegsgegner hinter sich wusste, im Berliner Lustgarten vor dem Stadtschloss der Hohenzollern gegen vier Uhr auf einen Lastwagen, wandte sich über Lautsprecher an die Menschenmenge und proklamierte, ebenfalls unter großem Jubel, die freie sozialistische Republik Deutschland. Als er kurze Zeit später ins Schloss gelangte, stellte er sich auf den Balkon und verkündete: »Die Herrschaft des Kapitalismus, die Europa in ein Leichenfeld verwandelt hat, ist gebrochen.« Als er rief: »Wer von euch die freie sozialistische Republik Deutschland und die Weltrevolution erfüllt sehen will, der hebe seine Hand zum Schwur!«, erhoben alle die Hände und riefen: »Hoch die Republik!«

Cläre Casper aber, eigentlich eine Anhängerin Liebknechts und der sozialistischen Revolution, bekam davon nichts mit. Sie blieb den Rest des Tages auf den Stufen des Reichstages sitzen und fuhr erst im Dunkeln erschöpft nach Hause.

Kriegsbegeisterung, Kriegsverzweiflung

Die Gewerkschafterin Cläre Casper war im November 1918 erst 26 Jahre alt – und doch galt sie bereits als einflussreiche Arbeiterführerin. Sie war die einzige Frau unter den Revolutionären Obleuten – von den Gewerkschaften unabhängige und von den Arbeiterinnen und Arbeitern direkt gewählte Vertrauensleute –, die in den Unruhen der letzten Kriegsjahre eine bedeutende Rolle

spielten. Cläre hatte früh lernen müssen, sich durchzusetzen, das zeigen nicht zuletzt ihre Erinnerungen an die Streikbewegungen und die Revolution, die sie viel später – als sie in der DDR lebte – zu Papier brachte. Geboren wurde sie am 5. Februar 1894 in Berlin. Ihr Vater war Kutscher, ihre Mutter war bis zur Heirat Dienstmädchen gewesen. Sie hatte drei kleinere Geschwister und besuchte bis zum 14. Lebensjahr die Volksschule. Kurz nachdem Cläre die Schule verließ, starb ihre Mutter, die Familie zerbrach. Da »der Vater mit den vier Gören nichts anzufangen wusste, gingen die beiden größeren Kinder in Stellung, die kleineren kamen ins Waisenhaus«. Zunächst arbeitete Cläre für neun Mark im Monat als Dienstmädchen, mit 16 Jahren ging sie in die Fabrik und trat dem Deutschen Metallarbeiterverband (DMV) bei. Sie erlebte die Ausbeutung der Arbeiterklasse am eigenen Leib und wusste das verbreitete Spottlied auf die großen Firmen zu singen:

*»Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
bei Siemens und bei Borsig,
der kennt des Lebens Jammer nicht,
der hat ihn nun noch vor sich!«*

Bei Kriegsausbruch kannte Cläre Casper bereits »des Lebens Jammer«, denn sie arbeitete bei Siemens & Halske.

Die 47-jährige Käthe Kollwitz war schon als Künstlerin etabliert, als der Krieg ausbrach. Im Nachhinein beschreibt sie, wie die Kriegsbegeisterung sie und ihre ganze Familie an einem Tag im August 1914 erfasste, »als Peter (Käthes jüngster Sohn) bei einem Gang durch die Stadt die

Franzer« – also die Soldaten, die gegen Frankreich kämpfen sollten – »ausrücken sah. Unter brausendem Volksgesang der ›Wacht am Rhein‹. (...) Karl (Käthes Mann) sagt: ›Diese herrliche Jugend – wir müssen arbeiten dass wir ihrer wert werden.« Nachdem der ältere Sohn Hans Kollwitz sich bereits in den ersten Kriegstagen freiwillig gemeldet hatte, wollte nun auch der 18-jährige Peter für das Vaterland in den Krieg ziehen. Als Minderjähriger brauchte er allerdings die Einverständniserklärung der Eltern. Käthe Kollwitz glaubte, sich der Opferbereitschaft ihres Sohnes nicht widersetzen zu können, und überredete ihren Mann, die Unterschrift zu geben.

Während die Berliner Ober- und Mittelschicht – einschließlich der sozialdemokratisch gesinnten Familie Kollwitz – in Kriegsbegeisterung schwelgte, verschärfte dieser Krieg sehr rasch die ohnehin prekäre Situation der Arbeiterinnen und Arbeiter. Da Züge für den Transport der Soldaten an die Front etwa in Belgien, Litauen und Polen benötigt wurden, war der öffentliche Nahverkehr eingeschränkt, und Cläre Casper musste zur Arbeit nach Siemensstadt laufen. Der Fußmarsch dauerte morgens wie abends je zwei Stunden. Dennoch galt: »Wer nicht pünktlich um sieben Uhr am Arbeitsplatz war, wurde vom Meister angebrüllt und mit Entlassung bedroht.« Zudem stiegen die Lebensmittelpreise, und die Versorgung der Bevölkerung wurde immer schlechter. Die Folgen bekamen wiederum als Erstes die armen Menschen, also vor allem die Arbeiterfamilien, zu spüren.

Trotzdem hatten die Gewerkschaftsführer angesichts der scheinbar allgemeinen Kriegsbegeisterung in die sogenannte Burgfriedenspolitik eingewilligt. Unter diesem

Stichwort hatten sich alle politischen Kräfte des Reiches hinter der vermeintlichen nationalen Aufgabe des Krieges versammelt, sodass selbst den Gewerkschaftern Streiks und Lohnforderungen wegen der dringenden Kriegsaufträge fast als Landesverrat galten. Doch auch in den Gewerkschaften gab es solche, die sich ein Beispiel an Karl Liebknecht nahmen, der im Dezember 1914 seine Zustimmung zu den Kriegskrediten verweigerte und 1916 für seine Überzeugungen ins Gefängnis ging. Die Kriegsgegner bildeten allerdings die Minderheit innerhalb der SPD und innerhalb der Gewerkschaftsführungen, die jeweiligen Mehrheiten verhielten sich loyal zur Reichsregierung. Im April 1917 gründete sich schließlich die Unabhängige Sozialdemokratische Partei (USPD), die aus den Auseinandersetzungen um Kriegskredite und Burgfriedenspolitik hervorgegangen war. Die Mehrheit in der SPD nannte sich nun MSPD. Cläre Casper gehörte zu den Kriegsgegnerinnen und machte während des Krieges bei verschiedenen Protesten in den Betrieben mit. Bei einem dieser Arbeitskämpfe hatte sie ein Erweckungserlebnis, denn ihr Einsatz für die Kolleginnen hatte tatsächlich Erfolg: »Nachdem ich die Forderungen der Frauen vorgetragen hatte, herrschte so ein Kampfgeist unter ihnen, dass der Vertreter der Firma Zugeständnisse machen musste.« Allerdings hatte dieser Erfolg für Cläre Casper selbst auch negative Folgen: »Man erkannte in mir natürlich die Aufwieglerin, und einige Tage später wurde ich unter fadenscheinigen Gründen entlassen.« Arbeitskampf bedeutete für Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter Hunger und Not. Dennoch blieb Cläre Casper kämpferisch und konnte immer grö-

ßere Erfolge verbuchen. »Inzwischen waren die Brot-rationen immer kleiner und der Hunger der Menschen immer größer geworden. Die Betriebe arbeiteten jetzt fast nur mit weiblichen Arbeitskräften. (...) Die Männer wurden bis auf wenige Fachkräfte zum Heeresdienst eingezogen. Hier war es uns als Vertrauensleuten nicht schwer, die vielen berufstätigen Frauen, die besonders unter den Auswirkungen des Krieges litten, zum Streik zu bewegen und den Streik erfolgreich und einheitlich durchzuführen.«

Bereits zehn Wochen nach Kriegsbeginn, am 22. Oktober 1914, fiel Peter Kollwitz, der jüngste Sohn von Karl und Käthe Kollwitz, in der Ersten Flandernschlacht in einem belgischen Chausseegraben. Die Künstlerin war von der Trauer und ihren eigenen Schuldgefühlen schwer getroffen. Sie war diejenige gewesen, die ihren Mann überredet hatte, sein Einverständnis für die Einberufung ihres Sohns zu geben. Und doch rang sie mit ihrer Haltung zum Krieg: Sie glaubte, die Begeisterung und Opferbereitschaft, die Peter das Leben gekostet hatten, nicht verraten zu dürfen, indem sie den Krieg verurteilte.

Am 17. April 1917 kam es in Berlin zum sogenannten Brotstreik. Etwa 300 000 Arbeiterinnen und Arbeiter forderten eine bessere Versorgung mit Nahrungsmitteln. Die Regierung sah sich gezwungen, nachzugeben. Das politische Bewusstsein der Arbeiterinnen, die neben der Versorgung der Familie auch mit dem Verlust der gefallenen Väter, Brüder, Ehemänner und Söhne zu kämpfen hatten, wuchs weiter. Cläre Casper, die abermals in der ersten Reihe der Streikenden stand, musste sich wiederum eine neue Arbeit suchen.

Ebenso machte sich in den Kreisen der ehemals Kriegsbegeisterten Ernüchterung breit. Käthe Kollwitz schloss sich im Juli 1917 der Friedensbewegung an: »Eine neue Wandlung, eine ganz gute. Zum Frieden. Zum Arbeiten mit allen Kräften für den Frieden. Kein Abwarten mehr, sondern tun, agitieren. (...) Ich denke an die Toten. O lieber Gott, glühend wie 1914, wie hingebungsvoll und berufen – und tot liegen die Jungen, können nicht mehr dabei sein.«

Für Frieden und Revolution

Im Juli 1917 fand sich im Reichstag eine große Mehrheit für einen Verständigungsfrieden und gegen die Weiterführung des Krieges. Unter dem Eindruck, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen sei, beschlossen Sozialdemokraten, Linksliberale und Zentrumsparlei am 17. Juli 1917 die Friedensresolution, in der sie neben der Beendigung des Krieges auch demokratische Reformen im Inneren forderten. Allerdings blieb diese gemeinsame Willensbekundung der Mehrheitsfraktionen im Reichstag noch über ein Jahr ohne nennenswerte Folgen für die Kriegspolitik des Deutschen Reiches, die von der Obersten Heeresleitung (OHL) verantwortet wurde.

Auch deshalb brach am 28. Januar 1918 in ganz Deutschland der Munitionsarbeiterstreik aus, an dem sich über eine halbe Million Arbeiterinnen und Arbeiter beteiligten. Neben den Revolutionären Obleuten waren die Reichstagsabgeordneten Scheidemann und Ebert in der Streikleitung vertreten. Die beiden gaben später zu Pro-

tokoll, dass sie dort eingetreten waren, um den Streik so schnell wie möglich zu beenden und die Kriegsanstrengungen nicht weiter zu gefährden. Cläre Casper bekam diese SPD-Linie zu spüren: Sie musste sich vom Mehrheitsgewerkschafter Wilhelm Siering besonders schwere Vorwürfe gefallen lassen, da sie »als Frau« der Streikleitung angehörte. Wie alle Befürworter des Streiks trage sie die Schuld an den Verlusten, die den deutschen Truppen durch die Unterbrechung der Munitionslieferungen drohten – in ihrem Fall jedoch, so die misogyne Wendung des Vorwurfs, wiege diese Schuld umso schwerer: Die Aufgabe der Frau bestehe nämlich gerade darin, den an der Front kämpfenden Truppen den Rücken freizuhalten. Es war die typische Rhetorik zur Zeit des Ersten Weltkrieges, gegen die sie schlicht erklärte, »dass durch die Weiterführung des Krieges die Verluste an Menschenleben viel größer seien, und daran seien er und seine Parteifreunde schuld«.

In diesem Kampf hatte Cläre Casper allerdings Glück, dass sie eine Frau war. Sie verlor zwar ein weiteres Mal ihren Arbeitsplatz, aber die männlichen Anführer der Streikbewegung wurden fast alle zur kämpfenden Truppe einberufen. Ihre Papiere wurden mit dem inoffiziellen Kennwort »Kohlen« markiert, das den Offizieren anzeigte, dass es sich bei den Rekruten um revolutionäre Arbeiter handelte, die daraufhin meist an der vordersten Front »verheizt« wurden.

Aus dem Januarstreik hatten die Revolutionären Oberteile den Schluss gezogen, dass eine Bewaffnung der Massen für eine erfolgreiche Revolution und das erhoffte Kriegende unerlässlich war. Cläre Casper stellte ihre

Wohnung in Charlottenburg daraufhin für die Lagerung von Waffen zur Verfügung.

Im Sommer 1918 schwand die Siegeszuversicht in weiten Teilen der deutschen Bevölkerung. Dessen ungeachtet verbreitete die OHL bis in den September hinein Durchhalteparolen. Der Kaiser wandte sich noch am 11. September an die Arbeiterschaft der Firma Krupp: »Diesen unvergleichlichen Heldentaten unseres Heeres und unserer Flotte muss ein Rückhalt geschaffen werden, nicht bloß in der Arbeit, sondern auch im Sinn und Gedanken unseres Volkes. Es handelt sich nicht nur darum, unserem tapferen Heere und unserer braven Marine Material und Ersatz nachzuschieben, sondern es handelt sich darum, dass ein jeder Deutscher und eine jede Deutsche weiß, dass wir um unsere Existenz kämpfen und ringen, dass wir das Äußerste aufbieten müssen, um uns siegreich zu wehren.«

Doch trotz der viel beschworenen Tapferkeit des Heeres rückten britische Kampfverbände am 27. September über die sogenannte Siegfriedstellung vor. Östlich dieser Linie, die von der nordfranzösischen Stadt Arras bis nach St. Quentin reichte, gab es keine deutschen Verteidigungsanlagen mehr. Erich Ludendorff, der als Stellvertreter des Kriegshelden Paul von Hindenburg die Geschicke der Obersten Heeresleitung bestimmte, hatte die heraufziehende Niederlage bis zu diesem Zeitpunkt allem Anschein nach nicht als solche wahrgenommen. Bis Ende September war Ludendorff einschlägigen Berichten zufolge die personifizierte Siegeszuversicht gewesen. Sowohl den Soldaten als auch der Bevölkerung wurde stets mitgeteilt, dass der Sieg noch zu erringen

sei. Aber der Durchbruch der alliierten Truppen änderte schlagartig alles: Ludendorff forderte am 29. September 1918 plötzlich Waffenstillstandsverhandlungen sowie den Rücktritt der Regierung. Dem Kaiser sagte er, dass die OHL und das deutsche Heer am Ende seien und die endgültige Niederlage unvermeidbar bevorstehe.

Unter diesen Umständen wollten die militärischen Eliten des Reiches nun das aus ihrer Sicht Schlimmste verhindern. Zunächst sollte eine Parlamentarisierung des Reiches »von Oben« einer Revolution »von Unten« den Wind aus den Segeln nehmen. Zugleich sollte diese parlamentarische Regierung die Waffenstillstandsverhandlungen führen, zu denen die Generäle sich nicht in der Lage sahen. Dafür stellte sich der liberale Cousin des Kaisers, Prinz Max von Baden, zur Verfügung. Er wurde am 3. Oktober 1918 Reichskanzler und bildete eine Regierung aus den Parteien, die 1917 im Reichstag die Friedensresolution unterstützt hatten: SPD, Zentrum und die Liberalen von der Fortschrittlichen Volkspartei. Ludendorff giftete gegenüber seinen Anhängern über die neuen Machthaber: »Wir werden also diese Herren jetzt in die Ministerien einziehen sehen. Die sollen nun den Frieden schließen, der jetzt geschlossen werden muss. Sie sollen die Suppe jetzt essen, die sie uns eingebrockt haben.« Damit war die Dolchstoßlegende geboren, die besagte, dass die tapferen deutschen Soldaten von der Heimatfront, vor allem von den Demokraten, den Sozialisten und von den Juden verraten worden seien. Diese Legende wurde von Ludendorff und den übrigen Anhängern der alten Ordnung eifrig lanciert und entwickelte sich zu einer schweren Hypothek für die parlamentarische Regierung.

In den Augen Ludendorffs und seiner Parteigänger war es nur folgerichtig, dass die neue Regierung zahlreiche politische Häftlinge, also »Sozialisten und Kriegsgegner«, darunter auch Karl Liebknecht, amnestierte. Die revolutionären Arbeiter bereiteten Liebknecht, der am 23. Oktober 1918 nach Berlin zurückkehrte, einen begeisterten Empfang. Die Stenotypistin Martha Globig war damals Mitglied der Spartakusgruppe, einer Vereinigung von linken Sozialdemokraten, deren Name sich auf den Anführer des berühmten Sklavenaufstandes im Römischen Reich zurückführen lässt. Sie erinnert sich daran, dass der Bahnhof »schwarz von Menschen« war: »Alle wollten Liebknecht sehen, wollten den Rufer gegen den imperialistischen Krieg reden hören, wollten wissen, was er ihnen heute zu sagen hätte. Die Treppen, die vom Bahnhof herunterführten, spürte man nicht. Man wurde von der Menge hinuntergetragen. Auf dem Platz vor dem Bahnhof wurde ein Plattenwagen angehalten, und Liebknecht hielt von dort seine erste Ansprache.«

Gemeinsam mit den Revolutionären Obleuten, der USPD und den Spartakisten wurde nun ein reichsweiter Generalstreik vorbereitet, der nach dem Willen Liebknechts und seiner Genossen in einer Revolution münden sollte. Die Streikenden sollten vor die Kasernen ziehen und die Soldaten zur Niederlegung der Waffen bewegen. Die Revolutionären Obleute scheuten jedoch die Konfrontation mit den Soldaten und verschoben den Termin immer wieder. Schließlich wurde der 11. November 1918 als der Tag festgelegt, an dem die Revolution beginnen sollte. Doch bereits in der Woche zuvor über-

stürzten sich die Ereignisse. Am 3. November revoltierten in Kiel die Matrosen, um jenen Kameraden beizustehen, die gegen eine letzte verzweifelte »Todesfahrt« der Hochseeflotte gemeutert hatten. Als eine Patrouille neun Demonstranten erschoss und 22 weitere verletzte, nahm die Revolution ihren Anfang. Überall schlossen sich Arbeiter und Soldaten an. Am 5. November erreichten die Unruhen Lübeck, am 6. Hamburg und Bremen. An jenem Mittwoch forderte Friedrich Ebert in der Reichskanzlei in Berlin ultimativ die Abdankung des Kaisers, um »den Übergang der Massen ins Lager der Revolutionäre zu verhindern«. Am 7. November griff die Revolution auf die Städte Hannover und Köln über. Ebert drängte den Kanzler abermals: »Der Kaiser muss sofort abdanken, sonst haben wir die Revolution.« Max von Baden ließ sich von Ebert überzeugen – allein der Kaiser in Spa war noch nicht so weit. Am 8. November erreichte die Revolution schließlich Berlin. Aus Angst vor der drohenden Massenrevolte wurde der Sprecher des linken Flügels der USPD, Ernst Däumling, verhaftet. Da bei ihm umfangreiches Material über den für den 11. November geplanten Streik gefunden wurde, entschlossen sich die Revolutionären Obleute, die Aktionen auf den nächsten Tag vorzuziehen.

So kam es, dass Cläre Casper am frühen Morgen des 9. November in die Wohnung ihres Genossen Arthur Schöttler stürmte, um mit ihm gemeinsam die Arbeiter für den bevorstehenden Generalstreik zu bewaffnen.

Nach dem 9. November

Am Tag nach der großen Euphorie hielt Käthe Kollwitz ernüchtert fest: »Früh die schlimme Nachricht, dass Unabhängige und Mehrheitssozialisten sich nicht einigen können.«

Friedrich Ebert und Philipp Scheidemann schlug, bei allem Jubel vor dem Reichstag am 9. November, in den Folgetagen nicht nur der Unmut der konservativen, nationalen und bürgerlichen Frauen und Männer sowie eines guten Teils der Frontsoldaten entgegen. Den Unabhängigen Sozialdemokraten, den Revolutionären Obleuten und den Spartakisten galten die Mehrheitssozialdemokraten aufgrund ihrer Zustimmung zur Burgfriedenspolitik als Kriegstreiber und Verräter der Revolution. Und zumindest in einem hatten die radikalen Linken recht: Die Mehrheitssozialdemokraten um Friedrich Ebert wollten keine kommunistische Revolution. Ebert hatte zum Reichskanzler Max von Baden in diesen entscheidenden Tagen über die »soziale Revolution« gesagt: »Ich aber will sie nicht, ja ich hasse sie wie die Sünde.« Seine politischen Ziele waren der Ausbau des Sozialstaats und die Begründung einer parlamentarischen Demokratie sowie eine umfassende Reform des Wahlrechts, das zum Beispiel auch Frauen zukommen sollte. Vor allem aber wollte Ebert das, was er »russische Verhältnisse« nannte, um jeden Preis vermeiden. Den Spartakisten, der USPD und den Revolutionären Obleuten dagegen galten die russischen Revolutionäre, die mit dem Versprechen auf einen bedingungslosen Frieden im Herbst 1917 eine sozialistische Räteregierung an die Macht geputscht hatten, als

unbedingte Vorbilder. Cläre Casper hatte nach der Oktoberrevolution ihre Kolleginnen mit den Worten »Im Osten geht die Sonne auf!« agitiert, auf den Flugblättern, die sie am Morgen des 9. November verteilt hatte, wurde die »Verbindung mit dem internationalen Proletariat, insbesondere mit der russischen Arbeiterrepublik« gefordert. Und Karl Liebknecht hatte vom Schlossbalkon ausdrücklich die »russischen Brüder« als Unterstützer benannt.

Käthe Kollwitz war am 10. November 1918 wieder in der Innenstadt, um die Revolution hautnah mitzuerleben: »Vom Reichstagsplatz gekommen, wo der Bund für Vaterland einberufen hatte. Es sprachen am Bismarck-Denkmal verschiedene Männer, auch eine Frau.« Diese Frau war Helene Stöcker, eine Frauenrechtlerin, die sich insbesondere für ledige Mütter einsetzte. Zudem war sie ab 1914 eine entschiedene Gegnerin des Krieges gewesen und Mitbegründerin des pazifistischen »Bund Neues Vaterland«. Während der Rede von Helene Stöcker fielen Schüsse, die Vortragende und die Zuhörer waren mehrfach gezwungen, in Deckung zu gehen. Schon am ersten Tag nach der friedlichen Revolution war die Gewalt spürbar.

Doch die »russischen Verhältnisse« waren nicht nur der Albtraum Friedrich Eberts – weite Teile der Bevölkerung wünschten sich Ruhe und Ordnung. Thomas Mann etwa schrieb am 10. November erleichtert in sein Tagebuch: »Die deutsche Revolution ist eben eine deutsche, wenn auch Revolution. Keine französische Wildheit, keine russisch-kommunistische Trunkenheit.« Das maßvolle und vernünftige Regeln des politischen Umsturzes,

das Ausbleiben von gewaltsamen Exzessen, vermochte es, viele Parteigänger des alten Regimes zumindest zunächst für Friedrich Eberts Modell einer Revolution zu gewinnen. Deshalb und aus innerster Überzeugung stellte der SPD-Vorsitzende sich in den Dienst des Wunsches nach geregelten Verhältnissen.

Doch die Ruhe und die sogenannten »guten Sitten« waren in diesen Tagen stets bedroht. Diejenigen, die bislang unterdrückt gewesen waren, triumphierten und erschienen auf den Straßen – gemeinsam mit jenen, die den Anlass für die Lust an der Regelverletzung nutzten. So beklagte sich etwa ein Soldat im Lazarett in Danzig über die Respektlosigkeit der revolutionären Fußtruppen: »Am tollsten benahmen sich die Marinesoldaten, halbwüchsige Burschen und Arbeiterinnen. Offizieren wurden die Achselstücke abgerissen, Degen abgenommen und zerbrochen, Unteroffiziere wurden Tressen heruntergerissen oder mit Taschenmessern abgeschnitten. Dies muss man sich als lang gedienter Soldat von fünfzehnjährigen Burschen gefallen lassen.«

Die *Kölnische Zeitung* berichtete in diesen Novembertagen von einer Art revolutionärer Karnevalsstimmung – obwohl der Oberbürgermeister Konrad Adenauer per Flugblatt inständig um Ruhe und Ordnung gebeten hatte. Damit konnte Adenauer aber dem wilden Treiben der Menschen, die vor allem am Neumarkt zusammenkamen, kein Ende bereiten: »Die befreiten Militär- und Zivilgefangenen, unter ihnen auch die Insassen der Frauengefängnisse, gehören denn auch zu den bezeichnendsten Erscheinungen des heutigen Kölner Straßenlebens, dessen Buntheit und Bewegtheit unwillkürlich an Zeiten